Shilpi Somaya Gowda

Geheime Tochter

Roman

Aus dem Englischen
von Ulrike Wasel
und Klaus Timmermann

Kiepenheuer & Witsch

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411
FSC
www.fsc.org

Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2012

Titel der Originalausgabe: *Secret Daughter*
Copyright © 2010 by Shilpi Somaya Gowda
First published in the US by HarperCollins
All rights reserved
Aus dem Englischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann
© 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln
Umschlagmotiv: © Digital Vision/Getty Images;
Ornamente: © Véronique Gauthier – Fotolia.com
Autorenfoto: © Stacy Bostrum
Gesetzt aus der Bembo
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-462-04445-4

Prolog

Er hält den abgegriffenen Zettel fest in der Hand und versucht, die Buchstaben darauf mit denen auf dem roten Schild an der Tür vor ihm zu vergleichen. Mehrmals blickt er zwischen Zettel und Tür hin und her, um sich auch ja nicht zu vertun. Erst als er ganz sicher ist, drückt er auf den Klingelknopf, und im Innern schrillt eine Glocke. Er wartet, fährt dabei mit der flachen Hand über die Messingtafel neben der Tür, spürt die erhabenen Lettern mit den Fingern. Als sich die Tür plötzlich öffnet, zieht er die Hand zurück und gibt der jungen Frau, die vor ihm auftaucht, einen anderen Zettel. Sie liest, was darauf steht, blickt ihn an und tritt zurück, um ihn hereinzulassen.

Mit einer leichten Kopfbewegung bedeutet sie ihm, ihr den Flur entlang zu folgen. Er vergewissert sich, dass ihm das Hemd unter dem Bauchansatz nicht aus der Hose gerutscht ist, und fährt sich mit den Fingern durch das grau melierte Haar. Die junge Frau betritt ein Büro, gibt jemandem da drin den Zettel und zeigt dann auf einen Stuhl. Er folgt ihr hinein, nimmt Platz und faltet die Hände.

Der Mann hinter dem Schreibtisch mustert ihn durch eine dünne Brille. »Sie suchen also jemanden.«

Teil 1

1

Beginn der Trauer

Dahanu, Indien – 1984

Kavita

Als sie tief in ihrem Innern das erste unverkennbare Ziehen spürte, ging sie in der Abenddämmerung zu der unbewohnten Hütte, ohne irgendwem Bescheid zu sagen. Die Hütte ist leer, bis auf die Matte, auf der sie jetzt liegt, die Knie an die Brust gezogen. Als die nächste Schmerzwelle ihren Körper durchbebt, ballt Kavita die Fäuste, gräbt die Fingernägel in die Handteller und beißt auf den Ast zwischen ihren Zähnen. Ihr Atem geht schwer, aber gleichmäßig, während sie darauf wartet, dass der Krampf in ihrem geschwollenen Bauch wieder abebbt. Sie heftet den Blick auf den blassgelben Schatten, den eine flackernde Öllampe auf den Lehmboden wirft, ihre einzige Gesellschaft in den dunklen Nachtstunden. Sie versucht, ihre Schreie zu dämpfen, solange es ihr noch möglich ist. Schon bald, so weiß sie, wenn sie nicht anders kann als pressen, werden ihre Schreie die Hebamme des Dorfes alarmieren. Sie betet, dass das Baby vor Tagesanbruch da ist, denn ihr Mann wird selten vor Sonnenaufgang wach. Es ist das erste von nur zwei Gebeten, die Kavita für dieses Kind zu sprechen wagt, aus Angst, sonst vielleicht zu viel von den Göttern zu verlangen.

Das tiefe Donnergrollen in der Ferne erinnert daran, dass den ganzen Tag über Regen gedroht hat. Feuchtigkeit hängt in der Luft, schlägt sich in kleinen Tropfen auf

ihrer Stirn nieder. Es wird eine Wohltat sein, wenn der Himmel sich endlich öffnet und der Regen kommt. Der Monsun ist für sie von jeher mit einem besonderen Geruch verbunden: roh und erdig, als hätten sich Boden, Ackerpflanzen und Regen in der Luft vermischt. Es ist der Geruch von neuem Leben.

Die nächste Wehe kommt jäh und raubt ihr den Atem. Der Schweiß malt dunkle Flecke in die dünne Baumwolle ihrer Saribluse, die an einer Reihe winziger Hakenverschlüsse über den Brüsten spannt. Diesmal ist sie runder geworden als letztes Mal. Unter vier Augen hat ihr Mann mit ihr geschimpft, weil sie sich nicht besser verhüllt hat, aber dann hörte sie, dass er anderen Männern gegenüber mit ihren Brüsten prahlte, sie mit reifen Melonen verglich. Sie hielt es für eine Gnade, dass ihr Körper diesmal anders aussah, weil ihr Mann und die anderen deshalb davon ausgingen, dass dieses Baby ein Junge würde.

Eine plötzliche Angst packt sie, dieselbe erstickende Angst, die sie die ganze Schwangerschaft hindurch gespürt hat. *Was wird passieren, wenn alle sich täuschen?* In ihrem zweiten Gebet, das verzweifelter ist als das erste, fleht sie darum, dass sie nicht wieder ein Mädchen zur Welt bringt. Denn das kann sie nicht noch einmal ertragen.

Sie war nicht darauf gefasst gewesen, was beim letzten Mal geschah. Ihr Mann kam ins Zimmer gestürmt, kaum dass die Hebamme die Nabelschnur durchtrennt hatte. Kavita nahm den widerlich süßen Geruch von *chickoo-fruit*-Schnaps an ihm wahr. Als Jasu den sich windenden Körper des kleinen Mädchens in Kavitas Armen sah, glitt ein Schatten über sein Gesicht. Er wandte sich ab.

Kavita fühlte, wie die gerade aufkeimende Freude Ver-

wirrung wich. Sie wollte etwas sagen, einen der Gedanken aussprechen, die ihr durch den Kopf wirbelten. *So viele Haare … ein gutes Omen.* Aber stattdessen hörte sie Jasus Stimme, entsetzliche Dinge, die sie nie zuvor von seinen Lippen vernommen hatte, eine Reihe von Obszönitäten, die ein Schock für sie waren. Als er sich wieder zu ihr umdrehte, sah sie seine geröteten Augen. Er kam mit langsamen, bedächtigen Schritten kopfschüttelnd auf sie zu. Sie spürte, wie eine unbekannte Furcht in ihr aufstieg, sich mit Entsetzen und Verwirrung vermischte.

Der Schmerz der Geburtswehen hatte ihren Körper geschwächt. Ihr Verstand versuchte verzweifelt zu begreifen. Zu spät nahm sie wahr, dass ihr Mann einen Satz auf sie zu machte. Und sie war nicht schnell genug, um ihn daran zu hindern, dass er ihr das Baby aus den Armen riss. Die Hebamme hielt sie fest, als sie sich nach vorn warf, mit ausgestreckten Armen und noch lauter schreiend als in dem Moment, in dem der Kopf des Babys ihr Fleisch zerriss, um sich einen Weg nach draußen zu bahnen. Er verschwand mit seiner schreienden Tochter, die ihre ersten Atemzüge in dieser Welt tat, aus der Hütte. In diesem schrecklichen Moment wusste Kavita, dass es auch ihre letzten sein würden.

Die Hebamme drückte sie sanft wieder zurück. »Lass ihn gehen, mein Kind. Lass ihn doch gehen. Es ist vorbei. Du musst dich ausruhen. Du hast eine Tortur hinter dir.«

Kavita verbrachte die nächsten zwei Tage zusammengerollt auf der Strohmatte auf dem Hüttenboden. Sie traute sich nicht zu fragen, was mit ihrem Baby geschehen war. Ob die Kleine ertränkt oder erstickt worden war oder ob man sie einfach irgendwo hatte verhungern lassen, Kavita hoffte bloß, dass es ein gnädiger, schneller Tod gewesen war. Letztendlich würde der winzige Körper ihrer Tochter

beerdigt worden sein, nicht eingeäschert, was wenigstens ihren Geist freigesetzt hätte. Wie so viele andere kleine Mädchen würde auch ihre Erstgeborene viel zu früh der Erde zurückgegeben.

In jenen zwei Tagen erhielt Kavita keinerlei Besuch außer von der Hebamme, die ihr zweimal am Tag etwas zu essen und frische Tücher brachte, um damit das Blut aufzusaugen, das aus ihrem Körper floss. Sie weinte, bis ihre Augen wund waren, bis sie glaubte, keine einzige Träne mehr übrig zu haben. Aber wie sich herausstellte, war das bloß der Beginn ihrer Trauer, die noch quälender wurde, als ihre Brüste ein paar Tage später Milch produzierten und ihr im Monat darauf die Haare ausfielen. Und nach dieser Nacht blieb ihr jedes Mal das Herz stehen, wenn sie ein kleines Kind sah, und die Erinnerung holte sie erneut ein.

Als sie aus ihrer Trauer wieder auftauchte, sprach niemand sie auf ihren Verlust an. Keiner der anderen Dorfbewohner schenkte ihr ein aufmunterndes Wort oder eine tröstende Berührung. In dem Haus, das sie und Jasu gemeinsam mit seiner Familie bewohnten, erntete sie höchstens verächtliche Blicke und ungebetene Ratschläge, wie sie das nächste Mal mit einem Jungen schwanger werden könnte. Kavita war seit Langem daran gewöhnt, kaum Einfluss auf ihr eigenes Leben zu haben. Als Achtzehnjährige war sie mit Jasu verheiratet worden und sie hatte sich mit der täglichen Mühsal aus Wasserholen, Wäschewaschen und Essenkochen abgefunden. Den ganzen Tag über tat sie, was ihr Mann von ihr verlangte, und auch wenn sie nachts beisammenlagen, fügte sie sich seinem Willen.

Doch nach dem Baby veränderte sie sich, wenn auch nur in kleinen Dingen. Sie gab noch eine rote Chilischote mehr in das Essen ihres Mannes, wenn sie wütend auf

ihn war, und schaute dann mit stiller Genugtuung zu, wie er sich das ganze Abendessen hindurch Stirn und Nase wischte. Wenn er sie nachts bedrängte, verweigerte sie sich ihm manchmal mit der Begründung, sie habe ihre Regel. Mit jeder kleinen Rebellion spürte sie ihr Selbstvertrauen wachsen. Und als sie wieder schwanger wurde, beschloss sie, dass diesmal alles anders kommen würde.

2
Sauber

San Francisco, Kalifornien – 1984

Somer

Die medizinische Fachzeitschrift fällt Somer aus der Hand, und sie hält sich den Unterleib. Sie erhebt sich von der Couch und stolpert Richtung Badezimmer, stützt sich dabei auf dem Weg durch den langen Flur ihrer viktorianischen Wohnung an der Wand ab. Obwohl sie sich wegen der stechenden Schmerzen krümmt, zieht sie ihren Bademantel beiseite, ehe sie sich auf die Toilette setzt. Sie sieht das hellrote Blut, das an der blassen Haut ihrer Oberschenkel hinabrinnt. »Nein. Oh Gott, bitte, nein.« Ihr Flehen ist leise, aber beschwörend. Es ist niemand da, der sie hören könnte. Sie presst die Beine zusammen und hält den Atem an. *Bleib ganz still sitzen, vielleicht hört die Blutung dann auf.*

Vergeblich. Sie legt das Gesicht in die Hände, und die Tränen kommen. Sie sieht zu, wie sich die rote Pfütze in der Toilettenschüssel ausbreitet. Ihre Schultern beginnen zu beben, und ihre Schluchzer werden lauter und länger, bis ihr ganzer Körper von ihnen überwältigt wird. Sie schafft es, Krishnan anzurufen, nachdem die Krämpfe etwas abgeklungen sind. Als er nach Hause kommt, liegt sie eng zusammengerollt auf dem ungemachten Himmelbett im Schlafzimmer. Sie hat sich ein Handtuch zwischen die Beine gedrückt, einst flauschig und zart vanillefarben, ein Geschenk zu ihrer Hochzeit vor fünf Jahren. Sie hatten den Farbton gemeinsam ausgesucht – nicht krankenhaus-

weiß, nicht langweilig beige –, ein eleganter Cremeton, jetzt blutgetränkt.

Kris setzt sich auf die Bettkante und legt ihr eine Hand auf die Schulter. »Bist du sicher?«, fragt er leise.

Sie nickt. »Genau wie letztes Mal. Krämpfe, Blutung …« Sie fängt wieder an zu weinen. »Diesmal mehr Blut. Ich schätze, weil ich weiter war …«

Kris reicht ihr ein Papiertaschentuch. »Okay, Schatz. Ich rufe Dr. Hayworth an und frage, ob wir gleich zu ihm ins Krankenhaus kommen können. Brauchst du irgendwas?« Er legt eine Decke über sie, drückt sie um die Schultern fest. Sie schüttelt den Kopf und rollt sich auf die Seite, weg von Krishnan, der sich mehr wie ein Arzt verhält als wie der Ehemann, den sie dringend braucht. Sie schließt die Augen und berührt ihren Bauch, wie sie es zahllose Male am Tag tut, aber diese Geste, die ihr normalerweise Trost gibt, fühlt sich jetzt wie eine Strafe an.

Das Erste, was Somer sieht, als sie die Augen öffnet, ist der Infusionsständer neben ihrem Bett. Sie schließt sie rasch wieder in der Hoffnung, den Traum weiterträumen zu können, in dem sie ein kleines Kind auf einer Spielplatzschaukel anstößt. *War es ein Mädchen oder ein Junge?*

»Der Eingriff ist gut gelaufen, Somer. Alles ist jetzt wieder sauber, und ich habe nichts feststellen können, das mich zu der Annahme verleiten würde, Sie könnten in einigen Monaten nicht einen weiteren Versuch starten.« Dr. Hayworth blickt in seinem frischen weißen Kittel vom Fußende des Bettes auf sie herab. »Versuchen Sie, sich etwas zu erholen, und ich sehe dann noch einmal nach Ihnen, bevor Sie entlassen werden.« Er tätschelt ihr leicht das Bein durch die Bettdecke, ehe er sich umdreht und geht.

»Danke, Doctor«, ertönt eine Stimme von der ande-

ren Seite des Zimmers, und Somer bemerkt erst jetzt, dass Krishnan da ist. Er tritt ans Bett und beugt sich über sie, legt ihr eine Hand auf die Stirn. »Wie fühlst du dich?«

»Sauber«, sagt sie.

Er runzelt die Stirn und legt den Kopf schief. »Sauber?«

»Er hat *sauber* gesagt. Dr. Hayworth hat gesagt, ich bin wieder sauber. Was war ich denn vorher? Als ich schwanger war?« Ihre Augen richten sich auf die summende Neonröhre über dem Bett. *Mädchen oder Junge? Welche Augenfarbe?*

»Ach, Schatz. Er meint doch bloß … Du weißt, was er meint.«

»Ja, ich weiß, was er meint. Er meint, dass jetzt alles weg ist: das Baby, die Plazenta, alles. Mein Uterus ist wieder hübsch und leer. *Sauber*.«

Eine Krankenschwester kommt herein und lächelt. »Zeit für Ihr Schmerzmittel.«

Somer schüttelt den Kopf. »Ich will nichts.«

»Schatz, du solltest es nehmen«, sagt Krishnan. »Dann fühlst du dich bald wieder besser.«

»Ich will mich nicht besser fühlen.« Sie dreht sich von der Schwester weg. Sie verstehen nicht, dass sie nicht nur das Baby verloren hat. Sie hat alles verloren. Die Namen, die sie im Kopf aufzählt, nachts im Bett. Die Farbmuster, die sie in ihrer Schreibtischschublade fürs Kinderzimmer gesammelt hat. Die Träume, wie sie ihr Kind in den Armen wiegt, wie sie bei den Schularbeiten hilft, wie sie anfeuernd an der Seitenlinie vom Fußballplatz steht. Das alles ist weg, verschwunden in dem dichten Nebel draußen. Sie verstehen das nicht. Nicht die Schwester, nicht Dr. Hayworth, nicht mal Krishnan. Sie sehen sie bloß als eine Patientin, die behandelt werden muss, als ein menschliches Gerät, das repariert werden muss. Bloß ein weiterer Körper, der gesäubert werden muss.

Somer wird wach und drückt den Knopf am Krankenhausbett, um sich aufzusetzen. Sie nimmt verschwommen Konservengelächter wahr, das von einem Fernseher in der Ecke kommt, irgendeine Spielshow, die Krishnan angelassen hat, als er in die Cafeteria gegangen ist. Sie hätte nie gedacht, dass sie sich in einem Krankenhaus so unwohl fühlen könnte, an einem Ort, wo sie volle fünf Jahre ihres Lebens zugebracht hat. Sie weiß noch, welche Begeisterung sie jedes Mal durchströmte, wenn sie über die sterilen Korridore ging und das Knistern des Lautsprechers oben an der Wand hörte. Rituale wie ihren weißen Kittel anzuziehen oder eine Patientenakte aufzuschlagen gaben ihr stets einen Schuss Selbstvertrauen. Das hatte sie und Krishnan einst verbunden, dieses Gefühl, als Arzt etwas Sinnvolles zu tun und das Metier zu beherrschen. Jetzt, so weiß sie, ist das eine weitere Sache, die sie noch mehr auseinandertreiben wird. Sie kann es nicht ausstehen, Patientin zu sein, hasst es, dass sie das hier nicht reparieren kann.

Sie sollte eigentlich noch gar nicht hier sein, in diesem Krankenhaus, das sie gezielt des Schwerpunkts wegen ausgesucht hat: Geburtshilfe. Achttausend Geburten pro Jahr. Allein heute kommen zwanzig Babys zur Welt. Heute, während ihr totes Baby aus ihr herausgeschabt wurde. Auf der Etage direkt unter ihrer hat jede Frau auf der Station ein schlafendes Baby in ihrem Zimmer liegen. Es scheint so leicht zu sein für alle anderen: die Mütter, die sie jeden Tag in ihrer Praxis sieht, ihre Freundinnen, selbst die blöde Kuh in der Spielshow, die ihren Kindern im Publikum zuwinkt.

Vielleicht will die Natur ihr auf diese Weise etwas sagen. *Vielleicht bin ich einfach nicht dafür bestimmt, Mutter zu werden.*

3
Nie wieder

Dahanu, Indien – 1984

Kavita

Ein anderer Schmerz setzt ein, diesmal noch tiefer in ihr drin, seine stumpfen Ränder zu zackigen Klingen geschärft, Kavita kann zwischen den Schmerzwellen, die dicht aufeinanderfolgen, nicht mehr Atem holen. Ihre Oberschenkel zittern, ihr Rücken pocht, und sie kann die gequälten Schreie nicht mehr unterdrücken. Als der Laut ihre Ohren erreicht, hat er keine Ähnlichkeit mehr mit einer menschlichen Stimme. Dieser Körper ist nicht mehr ihr Körper, er wird von Urimpulsen getrieben, die der Erde gehören, den Bäumen, der Luft. Draußen erhellt ein plötzlicher Blitz den dunklen Himmel, und ein Donnerschlag lässt den Boden unter ihr erbeben. Der Ast in ihrem Mund bricht unter dem Druck ihres verkrampften Kiefers, und sie schmeckt die bittere Würze von rohem grünem Holz darin. Das Letzte, was sie wahrnimmt, ist eine nasse Wärme, die ihren Körper umhüllt.

Als sie die Augen wieder aufschlägt, spürt Kavita, wie die Hebamme ihr die Beine spreizt und sich dazwischenkniet. »*Beti*, du hättest mich früher rufen sollen. Ich wäre gekommen. Wie lange liegst du hier schon so allein? Der Kopf des Babys ist schon zu sehen. Es dauert nicht mehr lange. Das zweite Mal ist viel …« Ihre Stimme verliert sich.

»*Daiji*, hör zu. Was auch passiert, du darfst nicht zulas-

sen, dass mein Mann dieses Baby wegbringt. Versprich es … *versprich es!*«, schreit Kavita.

»*Hahnji*, ja, ich verspreche es«, sagt die Hebamme. »Aber jetzt, Kind, jetzt musst du pressen.«

Sie hat recht. Kavita braucht nur einige Male und schon hört sie einen beruhigenden Schrei. Die Hebamme säubert das Baby rasch und wickelt es ein. Kavita stemmt mühsam den Oberkörper hoch, schiebt sich die feuchten Haarsträhnen aus dem Gesicht und nimmt das Kind in die Arme. Sie streichelt dem Baby über das verklebte schwarze Haar und bestaunt die winzigen Finger, die in die Luft greifen. Sie schmiegt den kleinen Körper an sich, atmet tief den Duft ein und legt dann den Babymund an ihre Brust. Sobald das Neugeborene anfängt, in einem schläfrigen Rhythmus zu saugen, wickelt Kavita das Tuch von dem winzigen Körper.

Niemand hat meine Gebete erhört. Kavita schließt die Augen, und ihr Körper bebt vor lautlosem Weinen. Sie beugt sich vor, ergreift die Hand der Hebamme und flüstert: »*Daiji*, verrate es niemandem. Geh schnell und hol Rupa her. *Niemandem*, hörst du?«

»*Hahnji*. Ja, mein Kind. Die besten Wünsche dir und deinem Baby. So, jetzt ruh dich bitte aus. Ich hole etwas zu essen.« Die Hebamme tritt hinaus in die Nacht. Sie verharrt einen Moment, krümmt leicht den Rücken, dann hebt sie ihren Eisentopf mit Zubehör vom Boden auf und geht.

Als das erste Morgenlicht in die Hütte dringt, wird Kavita wach und spürt den pochenden Schmerz in der Beckengegend. Sie dreht sich auf die Seite, und ihr Blick fällt auf das Neugeborene, das friedlich neben ihr schläft. Ihr Magen rumort. Sie hat plötzlich Heißhunger. Sie greift nach

der Schale Reis neben sich und isst. Gesättigt, aber noch immer erschöpft, legt sie sich hin und lauscht den Geräuschen des Dorfes, das draußen zum Leben erwacht.

Es dauert nicht lange, bis sich die Tür knarrend öffnet und helles Sonnenlicht hereinströmt. Jasu betritt die Hütte mit leuchtenden Augen. »Wo ist er?« Er winkt lockend mit den Händen. »Wo ist mein kleiner Prinz? Los, los … ich will ihn sehen!« Er kommt mit ausgestreckten Armen auf sie zu.

Kavita erstarrt. Sie drückt das Baby an die Brust und versucht unbeholfen, sich aufzusetzen. »Sie ist hier. Deine kleine Prinzessin ist hier.« Sie sieht, wie seine Augen sich verdunkeln. Ihre Arme zittern, als sie sie fest um das Baby schlingt, den kleinen Körper schützt.

»*Arre!* Wieder ein Mädchen? Was ist bloß los mit dir? Zeig her!«, ruft er.

»Nein. Das werde ich nicht. Du nimmst sie mir nicht weg.« Sie hört ihre schrille Stimme, spürt die Spannung, die ihre Glieder erfasst. »Es ist mein Baby, *unser* Baby, und ich lasse nicht zu, dass du sie wegbringst.« Sie sieht Verwirrung in seinen Augen, die in ihrem Gesicht nach einer vernünftigen Erklärung suchen. So trotzig hat sie noch mit niemandem gesprochen, schon gar nicht mit ihrem Mann.

Er macht ein paar Schritte auf sie zu, dann wird sein Gesicht weich, und er sinkt neben ihr auf die Knie. »Versteh doch, Kavita, du weißt, dass wir das Baby nicht behalten können. Wir brauchen einen Jungen, der uns auf den Feldern hilft. Wir können uns sowieso schon kaum ein Kind leisten, wie sollen wir dann zwei ernähren? Die Tochter meines Cousins ist dreiundzwanzig und noch immer nicht verheiratet, weil er die Mitgift nicht aufbringen kann. Wir sind keine reiche Familie, Kavita. Du weißt, wir können das nicht.«

Wieder werden ihre Augen feucht, und sie schüttelt den Kopf, bis die Tränen fließen. Ihr Atem beginnt zu stocken. Sie schließt fest die Augen, während sie mehrmals durchatmet. Als sie sie wieder öffnet, blickt sie ihren Mann direkt an. »Diesmal lasse ich nicht zu, dass du sie wegbringst. Niemals.« Sie drückt den Rücken durch, obwohl es schrecklich wehtut. »Wenn du es versuchst, wenn du es auch nur *versuchst*, musst du mich vorher töten.« Sie zieht die Knie an. Aus dem Augenwinkel sieht sie die Tür und stellt sich vor, wie sie sie in fünf Schritten erreicht. Sie zwingt sich, reglos zu bleiben, ihren wilden und entschlossenen Blick nicht von Jasu abzuwenden.

»Kavita, bitte, sei doch vernünftig. Es geht einfach nicht.« Er wirft die Hände in die Luft. »Sie wird eine Belastung für uns sein, für unsere ganze Familie. Willst du das etwa?« Er erhebt sich, baut sich wieder vor ihr auf.

Ihr Mund ist trocken. Sie stolpert über die Worte, die sie sich bisher nur in Gedanken zu bilden erlaubt hat. »Gib mir eine Nacht. Bloß eine Nacht mit meinem Kind. Morgen kannst du sie holen kommen.«

Jasu schweigt, blickt nach unten auf seine Füße.

»*Bitte*.« Das Hämmern in ihrem Schädel wird lauter. Sie möchte schreien, um sich durch den Lärm verständlich zu machen. »Das ist unsere Tochter. Wir haben sie zusammen geschaffen. Ich habe sie in mir getragen. Gib mir eine Nacht, bevor du sie wegbringst.« Plötzlich wird das Baby wach und schreit. Jasu blickt auf, aus seiner Trance gerissen. Kavita legt sich die Kleine an die Brust und stellt die Stille zwischen ihnen wieder her.

»Jasu«, sagt sie und zeigt ihm durch die ungewöhnliche Verwendung seines Vornamens, wie ernst es ihr ist. »Hör gut zu. Ich schwöre, wenn du mir nicht mal diese eine Nacht gewährst, sorge ich dafür, dass ich kein weiteres

Baby bekommen kann. Ich werde meinen Körper zerstören, damit ich dir kein Kind mehr schenken kann. Nie wieder. Hast du verstanden? Wie stehst du dann da? Wer wird dich noch heiraten, in deinem Alter? Wer sonst wird dir deinen kostbaren Sohn schenken?« Sie starrt ihn so lange an, bis er den Blick abwenden muss.

4
Ohne große Mühe

San Francisco, Kalifornien – 1984

Somer

»Hallo, ich bin Dr. Whitman.« Somer betritt den kleinen Untersuchungsraum, in dem eine Frau versucht, ein strampelndes Kleinkind zu bändigen. »Was kann ich für Sie tun?«

»Er ist seit gestern so – weinerlich, gereizt. Ich kann ihn einfach nicht beruhigen, ich glaube, er hat Fieber.« Die Frau hat einen lockeren Pferdeschwanz und trägt ein schmuddeliges Sweatshirt über einer Jeans.

»Na, dann wollen wir uns den Kleinen mal ansehen.« Somer wirft einen Blick auf die Krankenkarte. »Michael? Willst du mal meine schicke Taschenlampe sehen?« Somer knipst die Ohrenleuchte an und aus, bis das Interesse des Jungen geweckt ist und er danach greift. Sie lächelt und öffnet weit den Mund. Als der Junge sie nachmacht, steckt sie einen Zungenspatel hinein. »Isst und trinkt er normal?«

»Ja. Das heißt, ich glaube es zumindest. Ich weiß noch nicht so genau, was normal ist, wir haben ihn nämlich erst seit ein paar Wochen. Wir haben ihn mit sechs Monaten adoptiert.« Das plötzliche und stolze Lächeln der Mutter lässt beinahe die Schatten unter ihren Augen verschwinden.

»Mmm-hmm. Na, wie wär's, kleiner Mann? Willst du mal mit diesem tollen Stöckchen spielen?« Somer gibt

dem Jungen den Zungenspatel, nimmt rasch die uninteressant gewordene Ohrenleuchte und schaut ihm in die Ohren. »Und wie läuft es so bisher?«

»Er hat schnell Vertrauen gefasst, und jetzt will er ständig herumgetragen werden. Wir sind schon ein richtig gutes Team, was, kleiner Mann? Obwohl du letzte Nacht dreimal wach geworden bist«, sagt die Mutter und stupst ihm mit dem Finger in den pummeligen Bauch. »Es stimmt, was man so sagt.«

»Was sagt man denn?« Somer tastet, um zu überprüfen, ob der Junge geschwollene Lymphdrüsen hat.

»Du weißt es erst, wenn es dir passiert. Es ist die stärkste Liebe, die man sich vorstellen kann.«

Somer spürt einen vertrauten Stich in der Brust. Sie blickt von dem Stethoskop auf, das sie dem Jungen auf den Rücken drückt, und lächelt seine Mutter an. »Er ist ein Glückspilz, dass er Sie hat.« Sie zieht einen Rezeptblock aus ihrer Tasche. »Also, er hat eine ziemlich starke Entzündung im rechten Ohr, aber das andere sieht gut aus, und Brust und Lunge sind auch in Ordnung. Dieses Antibiotikum müsste die Sache im Nu wieder beheben, und heute Nacht sollte er sich schon deutlich besser fühlen.« Sie streicht der Mutter über den Arm, als sie ihr das Rezept reicht.

Genau deshalb liebt Somer ihre Arbeit. Sie kann in ein Zimmer gehen, wo ein schreiendes Kind und eine ängstliche Mutter warten, und weiß, wenn sie wieder geht, werden sich beide besser fühlen. In ihrem Pädiatrie-Blockpraktikum hatte sie zum ersten Mal ein hysterisches Kind beruhigt, ein zuckerkrankes Mädchen mit kollabierten Venen, dem Blut abgenommen werden musste. Somer hielt der Kleinen die Hand und bat sie, die Schmetterlinge zu beschreiben, die sie sah, wenn sie die Augen schloss. Sie

traf gleich beim allerersten Stich eine Vene und hatte das Pflaster aufgeklebt, ehe das Mädchen mit den Flügeln fertig war. Ihre Kommilitonen, die sich mit allen Mitteln vor »Schreiern« zu drücken versuchten, waren beeindruckt. Somer war Feuer und Flamme.

»Danke, Doctor«, sagt die Mutter sichtlich erleichtert. »Ich habe mir solche Sorgen gemacht. Ich halte das kaum aus, wenn ich nicht weiß, was ihm fehlt. Für mich ist er ein kleines Bündel voller Geheimnisse, und ich lerne ihn jeden Tag ein bisschen mehr kennen.«

»Keine Sorge«, sagt Somer, die Hand schon am Türknauf. »Das geht allen Eltern so, egal, wie die Kinder zu ihnen kommen. Mach's gut, Michael.«

Somer geht zurück in ihr Büro und schließt die Tür, obwohl sie schon zwanzig Minuten zu spät dran ist. Sie legt erst ihre Instrumente auf den Schreibtisch und dann den Kopf. Als sie zur Seite blickt, sieht sie das Plastikmodell eines menschlichen Herzens, das Krishnan ihr geschenkt hat, als sie beide Examen machten.

»Ich schenke dir mein Herz«, sagte er, aber so, dass es sich nicht so kitschig anhörte, wie es aus dem Mund von jemand anderem geklungen hätte. »Pass gut drauf auf.«

Es war fast zehn Jahre her, dass sie im mattgelben Licht der Lane Library der medizinischen Fakultät von Stanford zum ersten Mal voneinander Notiz nahmen. Sie waren Abend für Abend dort, und nicht bloß unter der Woche, wenn die Bibliothek in der Regel voll war, sondern auch an Freitagabenden, statt wie andere auszugehen, und tagsüber an den Wochenenden, wenn andere ihre Freizeit genossen. Es gab nur etwa ein Dutzend Lane-Stammgäste: die Fleißigsten, die Lerneifrigsten. Im Rückblick, so wird Somer klar, waren sie diejenigen,

die irgendetwas zu beweisen hatten. Alle hielten Somer für eine Außenseiterin. Mit ihrem hippiemäßig übergeschnappten Namen und dem dunkelblonden Haar war es für ihre Kommilitonen einfach, sie als Leichtgewicht abzutun. Diese Art des Vorurteils ärgerte sie. Aber im Laufe der Jahre hatte sie gelernt, damit klarzukommen. Sie hatte drüber hinweggesehen, wenn ihr Chemielehrer in der Highschool sich bei Versuchen lieber an den Jungen wandte, mit dem sie ein Arbeitsteam bildete. Sie hatte die Sticheleien erduldet, denen sie sich als einziges Mädchen im Mathe-Leistungskurs ausgesetzt sah. Sie war es gewohnt, von anderen unterschätzt zu werden: Sie verwandelte die niedrigen Erwartungen anderer in Energie.

»Summer, wie der Sommer auf Englisch?«, fragte Krishnan, als sie sich vorstellte.

»Nur von der Aussprache her.« Sie lächelte. »Es schreibt sich *S-o-m-e-r.*« Sie wartete, während er darüber nachdachte. Es gefiel ihr, ein bisschen anders zu sein. »Es ist eigentlich ein Nachname. Und du bist … Chris?«

»Ja. Das heißt, Kris mit *K*. Das ist die Kurzform von Krishnan, aber du kannst mich Kris nennen.«

Sie war auf Anhieb hingerissen von seinem britisch klingenden Akzent, der im Vergleich zu ihrem langweiligen kalifornischen Einschlag so weltgewandt klang. Sie hörte es gern, wenn er im Seminar Fragen beantwortete, nicht nur wegen seiner charmanten Aussprache, sondern auch weil seine Antworten ausnahmslos, wunderbar korrekt waren. Manche Kommilitonen hielten ihn für arrogant, aber Somer hatte Intelligenz schon immer verführerisch gefunden. Erst später bemerkte sie seine Grübchen, auf der Party bei Gabi im Frühjahr. Somer nippte vorsichtig an ihrem tropischen Rumpunsch. Sie wusste, wie tü-

ckisch so ein Drink sein konnte. Kris dagegen hatte offenbar schon etliche Gläser intus, als er sie ansprach.

»Wie ich höre, hat Meyer dich also auch gefragt, ob du in den Semesterferien bei ihm im Labor arbeiten willst?«, sagte er leicht nuschelnd und beugte sich näher zu ihr, die mit gekreuzten Beinen auf einem weißen Gartenstuhl saß.

Ihn auch? Somers Herz machte einen kleinen Sprung. Ein Angebot von Professor Meyer war eine der begehrtesten Trophäen im ersten Studienjahr. »Ja, dich auch?«, fragte sie und versuchte, möglichst gleichgültig zu klingen. Sie spürte förmlich, wie Krishnans Augen auf den winzigen Glöckchen am Ausschnitt ihrer Bauernbluse verharrten, und war froh, dass sie sich noch umgezogen hatte.

Er schüttelte den Kopf und nahm wieder einen großen Schluck von seinem pinkfarbenen Drink. »Nein, ich bin den Sommer über in Indien. Meine letzte Chance vor dem Blockpraktikum. Meine Mutter reißt mir sonst den Kopf ab.« Als er lächelte, zeigten sich seine Grübchen. Sie spürte ein Prickeln von ihrer Magengrube aus in den Kopf aufsteigen und fragte sich, ob sie schon zu viel Punsch getrunken hatte. Sie unterdrückte den Impuls, die Hand auszustrecken und ihm das zerzauste schwarze Haar glatt zu streichen, das ihm in die Augen fiel und ihn aussehen ließ wie einen kleinen Jungen. Wie er ihr später erzählte, hatten ihn ihre grünen Augen bezaubert, die im Licht der Petroleumfackeln funkelten, und die Art, wie sie über alles lachte, was er an diesem Abend sagte.

Sie begannen, jeden Abend zusammen zu lernen, fragten sich vor Prüfungen gegenseitig ab, spornten einander an, besser zu werden. Kris genoss es, sich intellektuell mit ihr zu messen, und es schien ihm nichts auszumachen, wenn sie ihn gelegentlich übertraf. Er war eine wohltuende Abwechslung von ihrem letzten Freund, mit dem

sie zwei Jahre lang erst für den Bachelor und dann für die Aufnahmeprüfung fürs Medizinstudium gebüffelt hatte. Als sie dann die Zulassung für Stanford erhielt und er nicht, hatte er sie postwendend abserviert. Somer hatte Jahre gebraucht, um zu begreifen, dass nicht sie deshalb ein schlechtes Gewissen haben musste.

Sosehr sie die intensive gemeinsame Studienzeit mit Kris genoss, liebte sie doch am meisten seine sanfte Seite: wenn sie nachts zusammen im Bett lagen und er ihr von seinen Brüdern daheim erzählte, die er vermisste, oder von den Spaziergängen mit seinem Vater am Meer. »Wie ist es da?«, fragte sie ihn oft. Indien klang faszinierend. Sie stellte sich hohe schwankende Kokospalmen vor, warme tropische Winde und exotische Früchte. Sie war nur einmal im Ausland gewesen, in Kanada, zu Besuch bei ihren Großeltern. Sie hatte sich immer so eine große Familie gewünscht wie die, von der Krishnan erzählte: die beiden Brüder, zu denen er ein enges Verhältnis hatte, die zahllosen Cousins, die auf Familientreffen spontan zusammen Cricket spielten. Als Einzelkind hatte Somer zu ihren Eltern zwar eine besondere Bindung, aber sie wurde trotzdem das Gefühl nicht los, dass ihr mit diesem Zusammenhalt unter Geschwistern etwas entgangen war.

Diese ersten Jahre des Medizinstudiums verliefen herrlich unkompliziert, eingebunden in einen engen Freundeskreis, mit dem sie fast ständig zusammen waren. Sie alle verfolgten dasselbe Ziel und als Studenten hatten sie alle den gleichen bescheidenen Lebensstil. Sie lernten ständig, und ihre ganze Welt endete an den Grenzen des Stanforder Campus. Vietnam war vorbei, Nixon war out und die freie Liebe war in. Somer investierte Stunden, um Kris das Fahren auf der rechten Straßenseite beizubringen. Später gestand er, wie dankbar er ihr gewesen war, dass er

sich bei ihr nie für sein Anderssein schämen musste. Aber ihrer Ansicht nach gab es zwischen ihnen weniger Unterschiede als Gemeinsamkeiten: Sie war eine Frau in einer Männerwelt, er war ein Fremder in Amerika. Außerdem waren sie beide in erster Linie hart arbeitende Medizinstudenten.

Als sie ihre erste Prüfung ablegten, war Somer bis über beide Ohren verliebt. Es war das Erste, was ihr im Leben passiert war, ohne dass sie sich dafür großartig hatte anstrengen müssen. Schon bald waren ihre beiden Leben so miteinander verwoben, dass Somer sich eine Zukunft ohne Krishnan nicht mehr vorstellen konnte. Schließlich nahte das Ende des Studiums und damit der Beginn der Facharztausbildung, und sie sprachen darüber, worauf sie sich spezialisieren wollten: Sie wollte Kinderärztin werden, er Neurochirurg. Die University of California in San Francisco bildete in beiden Fachgebieten aus, aber die Zulassungsbedingungen waren streng.

»Wie stehen unsere Chancen?«, fragte Krishnan sie.

»Keine Ahnung. In meinem Fach gibt es sechs Stellen, vielleicht fünfzig Bewerbungen? Also zehn Prozent für mich. Für dich deutlich weniger.«

»Und wenn wir uns gemeinsam bewerben würden?«, sagte er. »Als Paar. Als Ehepaar.«

Sie sah ihn an. »Ich … schätze … das würde unsere Chancen verbessern.« Sie schüttelte kurz den Kopf. »Moment, willst … du das denn?«

Er lächelte zaghaft und zuckte die Achseln. »Ja, du nicht?«

»Doch.« Sie lächelte ebenfalls. »Ich weiß, wir haben drüber gesprochen, aber jetzt?«

»Na, es ist doch sinnvoll, oder? Es ist bloß eine Frage des Zeitpunkts, wenn wir uns beide sicher sind.« Er nahm

ihre Hände in seine und sah ihr in die Augen. »Und ich bin mir sicher. Tut mir leid, ich habe nichts, um es offiziell zu machen. Ich weiß, das ist nicht der romantischste Heiratsantrag.« Er lächelte.

»Macht nichts«, sagte sie. »So was brauche ich nicht.«

Sie fuhren kurzerhand zum Standesamt und beschlossen, die Hochzeitsfeier nachzuholen. Sobald sie ihren Abschluss in der Tasche hatten, mieteten sie sich eine kleine Wohnung unweit der Uniklinik und konnten es kaum erwarten, das nächste Kapitel ihres neuen gemeinsamen Lebens aufzuschlagen.

Es klopft laut an ihrer Bürotür. »Dr. Whitman?«

»Ja.« Somer stellt das Modellherz zurück auf den Schreibtisch und steht auf. »Ich komme.«

5

Eine lange Reise

Dahanu, Indien

Kavita

Der Morgen ist kaum angebrochen, als Kavita und Rupa das Dorf verlassen. Kavitas Wunden sind frisch, und ihr Körper hat sich noch nicht wieder erholt, doch trotz der Sorgen ihrer Schwester ist sie entschlossen, die Reise auf sich zu nehmen. Gestern hat Rupa sich bereit erklärt, sie zum Waisenhaus in die Stadt zu bringen. Rupa hat in sechs Jahren bereits vier Kinder bekommen, daher suchte sie sich letztes Jahr nach der Geburt des Fünften ein Waisenhaus in Bombay. Kavita wusste Bescheid, obwohl niemand im Dorf darüber sprach. Sie hat Rupa gebeten, sie dorthin zu bringen, trotz der damit verbundenen Risiken. Selbst wenn sie die Reise und die Stadt überleben, wartet der Zorn ihrer Männer auf sie, wenn sie zurückkommen.

Es ist schon ziemlich warm, und die unbefestigten Straßen haben den meisten Regen aufgenommen, sodass nur an den Rändern ein paar verräterische Pfützen übrig geblieben sind. Auch die werden am Ende des Tages verschwunden sein, aufgesogen von den Strahlen der erwachenden Sonne. Der Weg in die Stadt könnte zu Fuß mehrere Stunden dauern, doch sie haben Glück, im nächsten Dorf nimmt sie ein Mann mit, der seine Reisernte mit einem Ochsenkarren in die Stadt bringen will. Sie sitzen hinten auf dem Karren, umgeben von Jutesäcken, und halten sich zum Schutz vor den Staubwolken,

die von den Hufen der Tiere aufgewirbelt werden, die losen Zipfel ihrer Saris vor Augen und Mund. Die Straße ist holprig, und die Sonne brennt umso heißer auf sie herab, je höher sie am Himmel steigt.

»*Bena*, leg dich doch ein bisschen hin. Ruh dich aus«, sagt Rupa und streckt die Arme nach dem Baby aus. »Ich halte sie. Komm, gib sie ihrer *masi*.« Sie setzt ein schwaches Lächeln auf.

Kavita schüttelt den Kopf und blickt starr auf die Felder. Sie weiß, ihre Schwester möchte ihr den Schmerz ersparen, der sie erwartet. Rupa hat ihr erzählt, wie schwer es letztes Jahr für sie war, ihr eigenes Kind im Waisenhaus abzugeben, und das obwohl sie schon vier Kinder hatte. Sie hat Kavita anvertraut, dass sie noch immer an das Baby denken muss, wenn sie nachts wach liegt, an ihr eigen Fleisch und Blut irgendwo auf der Welt verschollen. Aber Kavita will nicht auf die wenige Zeit verzichten, die ihr noch bleibt. In Bombay wird sie ertragen, was sie ertragen muss, aber nicht vorher.

Schon als sie zusammen aufwuchsen, benahm Kavita sich mehr wie eine Erwachsene als andere Kinder. Statt in den ersten Monsungüssen ausgelassen herumzutollen, lief Kavita los, um die Wäsche von der Leine zu holen. Wenn sie am Rand eines Feldes einen Haufen geschnittenes Zuckerrohr fanden, nahm Rupa sich so viel, wie sie tragen konnte, und kaute während des ganzen Nachhausewegs auf den fasrigen Halmen. Kavita hingegen nahm nur ein Stück mit, um ihren Eltern damit nachmittags einen Tee zuzubereiten. Als es an der Zeit war, einen passenden Ehemann zu finden, tat Kavitas Familie, was sie konnte, um ihr unscheinbares Aussehen auszugleichen. »Denk dran«, ermahnte Rupa ihre Schwester, während sie ihr

sorgfältig mit dunklem Kajal den Lidstrich zog, »wenn du ihm gegenübersitzt, heb nur ganz leicht den Blick, nicht so viel, dass du ihm in die Augen schaust, gerade so viel, dass er deine sehen kann.« Ihre Schwester hoffte, Kavita würde den voraussichtlichen Bräutigam mit ihrem besten Trumpf für sich einnehmen, mit ihren auffälligen haselnussbraunen Augen.

Aber wenn interessierte Familien zu Besuch kamen, fiel Kavita selbst das züchtige Lächeln schwer, das man ihr aufgetragen hatte. Hinterher fand der Junge stets einen Grund, die Kandidatin abzulehnen. Erst nachdem ihre Eltern eine unverhältnismäßig hohe Mitgift zusammengekratzt hatten, konnten sie Kavita einen Mann beschaffen und damit die für sie wichtigste Pflicht erfüllen. Obgleich Jasu mitunter schwierig war, wusste Kavita, dass sie dankbar sein sollte. Andere Ehemänner im Dorf waren faul, schlugen ihre Frauen oder verprassten ihren Verdienst für Alkohol. Und niemand wollte das Schicksal der armen alten Frauen erleiden, die allein lebten, ohne den Schutz eines Mannes.

Jedes Mal, wenn der Ochsenkarren auf der staubigen Straße durchgerüttelt wird, schießt Kavita ein stechender Schmerz durch den Unterleib. Seit sie und ihre Schwester sich heute Morgen auf den Weg gemacht haben, blutet sie wieder. Sie wischt das Blut, das ihr am Bein hinabläuft, mit ihrem Sari ab, ehe Rupa es bemerkt. Sie weiß, nur wenn sie es zu dem Waisenhaus in der Stadt schafft, hat Usha eine Chance. *Usha*, Morgendämmerung. Der Name ist ihr in den stillen frühen Morgenstunden eingefallen, nachdem die Hebamme gegangen war. Er hallte in ihrem Kopf, während sie ihre kleine Tochter betrachtete, um sich möglichst jede Einzelheit ihres Gesichts einzuprägen. Als

sich die ersten Lichtstrahlen in die Hütte schlichen und die Hähne krähend den Tag begrüßten, gab Kavita ihrer Tochter in aller Stille einen Namen.

Was ist das doch für eine Macht, denkt sie mit Blick auf das Kind, einem anderen Menschen einen Namen zu geben. Als sie Jasu heiratete, nannte seine Familie sie in Kavita um, weil sie und der Dorfastrologe den Namen passender fanden als Lalita, den einzigen Namen, den ihre Eltern für sie ausgesucht hatten. Ihr zweiter Vorname und ihr Nachname kamen von ihrem Vater: Die würden ohnehin in die ihres Mannes umgeändert werden. Aber sie nahm es Jasu übel, dass er ihr auch den ersten Vornamen genommen hatte.

Kavita hat Usha ganz allein ausgesucht, ein geheimer Name für ihre geheime Tochter. Der Gedanke zaubert ein Lächeln auf ihr Gesicht. Dieser eine Tag, den sie allein mit ihrer Tochter verbringen durfte, war kostbar. Obwohl sie erschöpft war, wollte sie nicht schlafen. Sie wollte keinen einzigen Augenblick verpassen. Kavita hielt ihr Baby eng an sich gedrückt, sah zu, wie der kleine Körper sich bei jedem Atemzug hob und senkte, zeichnete die feinen Augenbrauen und die Falten der zarten Haut nach. Sie stillte sie, wenn sie weinte, und in den wenigen Momenten, in denen Usha wach war, erkannte Kavita sich selbst in den unverkennbar goldgefleckten Augen, bei ihrem Kind noch schöner als bei ihr. Sie konnte kaum glauben, dass dieses wunderbare Geschöpf ihr gehörte. Sie erlaubte es sich nicht, über den Tag hinauszudenken.

Zumindest wird dieses kleine Mädchen leben dürfen – die Chance haben, aufzuwachsen, zur Schule zu gehen, vielleicht sogar zu heiraten und Kinder zu bekommen. Kavita weiß, zusammen mit ihrer Tochter gibt sie alle Hoffnung auf, ihr auf dem Weg des Lebens zur Seite zu

stehen. Usha wird ihre Eltern niemals kennenlernen, aber sie hat eine Chance auf Leben, und das muss genügen. Kavita streift sich einen der beiden dünnen Silberarmreife, die sie stets trägt, vom schmalen Handgelenk und schiebt ihn Usha über den Fußknöchel. »Verzeih mir, dass ich dir nicht mehr geben kann, *beti*«, flüstert sie ihrer Tochter auf den flaumigen Kopf.

6

Eine naheliegende Gleichung

San Francisco, Kalifornien – 1984

Somer

Somer betrachtet sich stirnrunzelnd im Spiegel. Sie versucht, ihren Rock glatt zu streichen, doch er spannt sich um Taille und Hüften, wo ihre Figur auch nach zwei Monaten noch nicht ganz wieder die alte ist, eine weitere Erinnerung an ihren Verlust. Das blonde Haar hängt ihr schlaff auf die Schultern. Sie kann sich nicht erinnern, wann sie es zuletzt gewaschen hat. Als letzte Anstrengung tauscht sie ihre flachen Sandalen gegen ein Paar Riemchenpumps und legt einen Hauch Lippenstift auf. *Kein Grund, so mies auszusehen, wie ich mich fühle.*

Sie kommt an dem Haus an, wo zwei am Verandagelände festgebundene Bündel blassblauer Luftballons verkünden: *ES IST EIN JUNGE!* Sie holt tief Luft und klingelt. Fast im selben Moment fliegt die Tür auf, und eine brünette Frau in einem geblümten Kleid strahlt sie an. »Hi, ich bin Rebecca, aber alle nennen mich Becky. Hereinspaziert. Moment, lassen Sie mich das nehmen.« Sie greift nach der pastellfarbenen, mit Buchstaben bedruckten Schachtel unter Somers Arm. »Ist das nicht wunderbar für Gabriella?« Becky klatscht in die Hände und hüpft ein wenig auf und ab. Somer blickt sich um und sieht ein Wohnzimmer voller Frauen wie Becky, von denen jede einen mit blauen Babyschühchen verzierten Teller in der Hand hat.

»Woher kennen Sie Gabi?«, fragt Somer und denkt, dass sie den vollen Namen ihrer Freundin seit dem ersten Tag im Medizinstudium nicht mehr gehört hat.

»Ach, wir sind Nachbarinnen. Das hier ist so eine tolle Gegend für Kinder, wissen Sie, viel besser als die Stadt. Wir haben uns riesig gefreut, als Gabriella und Brian hergezogen sind. Noch mehr Kinder, mit denen der kleine Richard spielen kann.« Sie lacht, fährt sich mit einer Hand durch das gewellte braune Haar. »Und Sie?«

»Uni«, erwidert Somer. »Wir haben zusammen studiert.« Sie hält Ausschau nach einem Fluchtweg, wirft einen Blick aufs Büfett, in dessen Mitte eine Punschschüssel mit einem ominös aussehenden blauen Gebräu thront. Erleichtert sieht sie Gabi herüberwatscheln und versucht, ihr nicht allzu auffällig auf den gewaltigen Bauch zu starren.

»Hi, Somer«, sagt Gabi und beugt sich zur Seite in dem Versuch, sie zu umarmen. »Danke, dass du extra die lange Fahrt hier raus in die Vorstadt auf dich genommen hast. Becky hast du ja schon kennengelernt.«

»Gabriella, ich habe deiner Freundin eben erzählt, wie gern wir in Marin wohnen«, sagt Becky. »Sind Sie verheiratet, Somer?«

»Ja, sie hat sich eines Kommilitonen von uns erbarmt … so ein einfacher Neurochirurg«, antwortet Gabi für sie mit einem Zwinkern. Somer wappnet sich für die unvermeidliche nächste Frage, aber sie kommt zu schnell.

»Haben Sie Kinder?«

Somer schluckt schwer. Ihr ist, als hätte jemand an einem heißen Tag direkt vor ihrer Nase die Gefrierschranktür geöffnet. »Nein, noch … nicht«, sagt Somer mit zugeschnürter Kehle.

»Ach, wie schade«, sagt Becky und zerknautscht prompt

das Gesicht zu einem Ausdruck übertriebenen Mitleids. »Kinder sind wirklich das Tollste überhaupt. Na, wenn Sie den Sprung gewagt haben, ziehen Sie auch zu uns hier raus.« Becky geht, um die Haustür zu öffnen, und Somer hat eine flüchtige Vision, wie sie ihr mit einer Hand kräftig an den wippenden braunen Haaren zieht.

»Somer, tut mir so leid –« Gabi legt eine Hand an Somers Ellbogen.

»Schon gut«, sagt Somer und verschränkt die Arme. Sie spürt, wie der Kloß in ihrem Hals anschwillt und ihr Gesicht rot anläuft. »Ich bin gleich wieder da. Ich muss kurz zur Toilette.« Sie huscht in die Diele, doch statt im Bad zu verschwinden, geht sie weiter und zur Haustür hinaus, wo sie sich in den blauen Luftballons verheddert, bevor sie die Einfahrt hinunter zur Straße läuft. Sie setzt sich auf die Bordsteinkante. Sie kann das alles nicht noch einmal durchstehen, den Babykostprobierwettbewerb oder das Spiel »Ratet mal, wie dick Gabis Bauch ist«. Sie kann es nicht noch einmal mit ansehen, wie alle bei jedem süßen kleinen Teil der Babyausstattung schier in Verzückung ausbrechen. Sie kann sich nicht schon wieder anhören, wie die Frauen über Schwangerschaftsstreifen und Wehenschmerzen als Initiationsriten diskutieren. Alle tun so, als wäre Frausein und Muttersein untrennbar miteinander verflochten. Eine naheliegende Gleichung, die sie selbst auch mal gezogen hat. Bloß jetzt weiß sie, dass es eine gewaltige Lüge ist.

Ihre erste Fehlgeburt war eine Erleichterung gewesen. Sie und Krishnan waren erst zwei Jahre verheiratet und noch mitten in der Facharztausbildung, als ein rosa Strich auf dem Schwangerschaftsteststreifen Diskussionen entfachte. Sie hatten warten wollen, bis Somer fertige Kinderärz-

tin war, bis einer von ihnen ein geregeltes Einkommen und halbwegs passable Arbeitszeiten hatte. Und als die Schwangerschaft nach nur wenigen Wochen zu Ende war, redeten sie sich daher ein, dass es so am besten sei. Aber irgendwie änderte diese Überraschungsschwangerschaft, die so unerwartet wieder verschwand, wie sie gekommen war, einfach alles. Auf einmal fielen Somer überall schwangere Frauen auf, die ihre ausladenden Bäuche stolz vor sich hertrugen.

Nach der Fehlgeburt plagten sie Schuldgefühle, weil sie so hin- und hergerissen gewesen war. Als Ärztin wusste sie natürlich, dass Unentschlossenheit keine Fehlgeburt auslösen konnte. Doch in den Fachbüchern über Geburtshilfe stand kein Wort über die ungeheure Trauer, die sie nun statt des winzigen Körnchens Baby, das in ihr gewachsen war, mit sich herumtrug. Sie lieferten keine Erklärung dafür, wieso sie sich ohne etwas, von dessen Existenz sie doch nur einen Monat gewusst hatte, so unsäglich verloren fühlte. Mit dieser ersten Schwangerschaft war etwas in ihr erwacht, eine tiefe Sehnsucht, die die ganze Zeit da gewesen sein musste. Sie war zu der Überzeugung erzogen worden, dass ihr Geschlecht ihren angestrebten Zielen nicht im Weg stehen musste. Ihre ganze Ausbildung hindurch und auch in den ersten Jahren als Ärztin dachte sie, sie sei nicht wie andere Frauen. Jetzt fühlte sie sich zum ersten Mal im Leben genauso wie andere Frauen.

Somer verbrachte ihre gesamte Freizeit damit, sich in medizinischen Fachzeitschriften über Fruchtbarkeit zu informieren – sie schloss mögliche Ursachen für eine Fehlgeburt aus, führte Buch über ihren Eisprung und stellte ihre Ernährung um. Sie erzählte Kris von jeder neuen Erkenntnis, bemerkte aber bald den glasigen desinteressierten Blick in seinen Augen. Er steckte noch immer in der

neurochirurgischen Facharztausbildung und konnte ihren dringenden Wunsch, schwanger zu werden, nicht nachvollziehen. Zum Glück reichte Somers Entschlossenheit für sie beide, weshalb es scheinbar nicht groß ins Gewicht fiel, dass sie zum ersten Mal nicht denselben Weg verfolgten.

Jetzt, da sie allein auf dem Bordstein einer Vorstadtstraße hockt, statt blauen Punsch zu trinken, weiß Somer, dass jener Tag vor drei Jahren die Trennlinie ihres Lebens geworden ist. Vor der Fehlgeburt war sie ihrer Erinnerung nach glücklich gewesen – mit ihrer Arbeit, dem Haus mit Aussicht auf die Golden Gate Bridge, den Freunden, die sie an den Wochenenden trafen. Es schien genug. Doch seit jenem Tag hat sie das Gefühl, als würde irgendetwas fehlen, etwas, das so gewaltig und mächtig ist, dass es alles andere überdeckt. Mit jedem weiteren Jahr und jedem negativen Schwangerschaftstest ist diese Leere gewachsen, bis daraus ein unwillkommenes Familienmitglied wurde, das sich zwischen sie und Krishnan zwängt.

Manchmal wünscht sie, sie könne wieder zu dem naiven Glück ihres früheren Ehelebens zurückkehren. Aber in erster Linie sehnt sie sich danach weiterzugehen, zu einem Ort, zu dem ihr Körper sie offenbar nicht bringen will.

7

Shanti

Bombay, Indien – 1984

Kavita

Als der Fahrer des Ochsenkarrens Kavita und Rupa in der Stadt absetzt, steht die Sonne hoch am Himmel, und sie sind halb verdurstet und hungrig. Chaotischer Lärm umfängt sie: hupende Autos, schreiende Verkäufer. Auf der Straße wimmelt es von übervollen Lastwagen, Viehzeug, furchtlosen Fahrradfahrern, viel zu schnellen Rikschas und Motorrollern. Sie machen halt an einem Stand, um sich eine Kokosnuss zu teilen, trinken zuerst das Wasser und warten dann, während das zarte Kokosnussfleisch von der Schale geschnitten wird. Auf beiden Seiten ist die Straße gesäumt von notdürftigen Hütten mit Wellblechdächern; Frauen hocken davor, kochen über kleinen Feuern und schrubben Wäsche in Eimern mit dreckigem Wasser.

Rupa fragt den *chaat-wallah*, ob er den Weg zum Shanti-Waisenhaus kennt, doch er schüttelt bloß den Kopf und mustert die beiden Frauen mit ihren auffälligen nackten Füßen und der ländlichen Kleidung. Sie fragt einen Taxifahrer, der träge an seinem Wagen lehnt, Betelnuss-Saft auf die Straße spuckt und Kavita von oben bis unten mustert. Sie alle versuchen festzustellen, ob das Baby verunstaltet ist oder ob Kavita unverheiratet oder einfach zu arm ist, um das Kind zu behalten. Schließlich hilft ihnen ein bärtiger Mann, der an der Ecke Erdnüsse röstet. Er schaufelt

die warmen Nüsse in handgerollte Tüten aus Zeitungspapier, ruft immer wieder »*singh-dhana, garam singh-dhana*«, und beschreibt ihnen zwischendurch den Weg.

Rupa nimmt Kavita fest an die Hand und führt sie überfüllte Bürgersteige entlang und über belebte Straßen. Kavita hat Mühe, mit ihrer Schwester Schritt zu halten, und bleibt nur einmal stehen, um dem Baby die Brust zu geben. Rupa blickt hinauf zu dem schon dämmrigen Himmel und sieht sich die Leute an, die ringsherum an ihnen vorbeihasten. Sie beugt sich zu Kavita und sagt: »*Challo*, *bena*, halt sie so.« Rupa hilft ihr, das Baby so zu halten, dass sie es im Gehen weiter stillen kann. »Wir müssen uns sputen. Wenn es dunkel ist, sind wir hier nicht mehr sicher.«

Kavita gehorcht und beschleunigt ihre Schritte. In nur wenigen Stunden, so weiß sie, wenn Jasu mit dem Abendessen fertig ist und eine Weile mit den anderen Männern am Feuer gesessen und etwas getrunken und Bidis geraucht hat, wird er sie suchen gehen. Sie wird ihm lediglich sagen, dass er sich wegen des Babys keine Sorgen machen muss, dass sie sich um alles gekümmert hat. Er wird vielleicht wütend werden, sie vielleicht sogar schlagen, aber was ist das für eine Strafe im Vergleich zu dem, was sie bereits erlitten hat? Fast zwei Stunden lang eilen Kavita und Rupa ohne ein Wort weiter. Schließlich erreichen sie das zweistöckige Gebäude, an dem blaue Farbe abblättert. Als sie vor dem Tor steht, werden Kavita die Beine schwer wie Blei, und als sie hindurchgehen will, kann sie kaum die Füße heben. Sie wendet sich kopfschüttelnd ihrer Schwester zu. »*Nai, nai, nai* …«, sagt sie immer wieder.

»*Bena*, komm, du musst«, sagt Rupa sanft. »Dir bleibt keine andere Wahl. Was willst du sonst machen?« Rupa zieht sie an der Hand zur Tür und klingelt. Kavita starrt auf das rot beschriftete Schild, brennt sich die Buchstaben,

die sie nicht entziffern kann und die *SHANTI*, Frieden, verheißen, ins Gedächtnis ein. Eine ältere bucklige Frau in einem ausgeblichenen orangefarbenen, bedruckten Baumwollsari öffnet die Tür, in der Hand einen kurzstieligen Besen.

Kavita sieht zu, wie Rupa mit der Frau redet, aber sie hört bloß das Klingeln in ihren Ohren. *Wer wird sich um mein Baby kümmern? Die Frau da? Wird sie Usha lieb haben?* Kavitas Mund fühlt sich trocken und staubig an. Die alte Frau bedeutet ihnen, ihr ins Haus zu folgen, und führt sie bis ans Ende des Flurs. Eine groß gewachsene Frau in einem blauen Seidensari steht an der Tür des Büros.

»*Shukriya*. Danke, Sarla-ji. Bis zum nächsten Mal«, ertönt eine Männerstimme aus dem Büro. Die große Frau wendet sich zum Gehen. In ihrem eleganten Sari und mit den Diamantohrringen wirkt sie in dem Waisenhaus so fehl am Platz wie ein Bengalischer Tiger. Als sie die Schwestern sieht, lächelt sie, nickt kaum merklich und geht dann an ihnen vorbei.

Im Büro späht ein Mann im mittleren Alter mit vollem schwarzen Haar durch eine Hornbrille angestrengt auf eine Schreibmaschine. »Sahib«, sagt Rupa, »wir haben ein Baby für Ihr Waisenhaus.«

Der Mann hebt den Blick zur Tür. Seine Augen richten sich zuerst auf Rupa, dann auf Kavita, die hinter ihr steht, und verharrt schließlich auf dem Baby in ihren Armen. »Ja, ja, natürlich. Bitte nehmen Sie Platz. Ich bin Arun Deshpande. Sie müssen eine lange Reise hinter sich haben«, sagt er, als er den derangierten Zustand der beiden Frauen sieht. »Bitte, möchten Sie einen Tee oder ein Glas Wasser?«, fragt er und bedeutet der alten Frau, das Gewünschte zu holen.

»Danke, ja«, antwortet Rupa für sie beide.

Diese kleine freundliche Geste bewirkt, dass Kavita anfängt, leise zu weinen, und Tränen zwei Linien über ihre staubigen Wangen ziehen. Sie ist durstig – ja, natürlich ist sie durstig. Ihr Kopf pocht vor Hitze und Hunger. Ihre Füße schmerzen von den Rissen und Blasen, die sie sich auf dem langen Marsch durch die Stadt zugezogen hat. Sie ist erschöpft von der Reise und von der Geburt und von den stundenlangen Wehen davor. Sie hat wenig geschlafen in den vergangenen Tagen. Sie ist von alldem müde und noch mehr von den Blicken, die sie heute in so vielen Gesichtern gesehen hat, Blicke der Scham.

»Nur ein paar Fragen«, sagt er und nimmt ein Klemmbrett und einen Stift zur Hand. »Der Name des Kindes?«

»Usha«, sagt Kavita leise. Rupa blickt sie an, mit erschrockener Betroffenheit in den Augen.

Arun macht sich eine Notiz. »Geburtsdatum?«

Das sind die letzten Worte, die Kavita deutlich hört. Sie drückt Usha an sich, den Kopf des Babys unter ihrem Kinn, und fängt an, sich langsam zu wiegen. In der Ferne hört sie, wie Rupa dem Mann antwortet. Kavita schließt die Augen, und ihr Weinen wird lauter, bis Aruns Fragen und Rupas Antworten zu einem Hintergrundgemurmel verklingen und sie beinahe vergisst, dass die beiden da sind. Sie vergisst beinahe, wo sie ist. Kavita hört nicht auf, weint und wiegt sich, nimmt weder den ständigen Schmerz in ihrer Beckengegend noch ihre blutigen, rissigen Fußsohlen wahr, bis Rupa sie an der Schulter rüttelt.

»*Bena*, es ist Zeit«, sagt Rupa und greift behutsam nach dem Baby in Kavitas Armen. Und jetzt kann Kavita nur noch das Schreien hören. Während sie spürt, wie Usha ihr aus den Händen gezogen wird, hört sie nur noch das Schreien in ihrem Kopf, dann die Schreie, die aus ihrem eigenen Mund kommen. Sie hört Usha brüllen. Sie sieht,

dass Rupa sie anherrscht, beobachtet, wie sich ihr Mund bewegt, wie er wieder und wieder die gleichen lautlosen Worte formt. Sie spürt, wie Rupa sie entschlossen an den Schultern hochzieht und den Flur hinunter Richtung Vordertür schiebt. Kavita hat die Arme noch immer ausgestreckt, aber sie halten nichts mehr. Nachdem das Metalltor scheppernd hinter ihnen zugefallen ist, gellt Kavita noch immer Ushas durchdringendes Heulen in den Ohren.

8

Optionen

San Francisco, Kalifornien – 1984

Somer

»Schatz, hast du gehört?« Kris hält ihre beiden Hände auf seinem Schoß, während sie auf dem Sofa im Wohnzimmer sitzen und einander ansehen. Somer versucht, sich zu erinnern, was er soeben gesagt hat.

»Ich habe gesagt, wir haben noch andere Optionen«, sagt er.

Sie sieht sich im Zimmer um und bemerkt, dass er ein paar Kerzen angezündet und die Jalousien geschlossen hat. Eine Flasche Rotwein und zwei Gläser stehen auf dem Couchtisch, daneben liegt ein dicker Umschlag. Sie hört von draußen die Geräusche des Rushhour-Verkehrs und das Quietschen der N-Judah-Straßenbahn. *Wann ist das alles passiert? Haben sie nicht noch vor einer Stunde im Büro des Arztes gesessen?*

Somer hatte schließlich darauf bestanden, zu einem Fertilitätsspezialisten zu gehen. Sie war es leid, noch länger darauf zu warten, dass die Natur ihren Lauf nahm, war es satt, Monat für Monat nach jedem weiteren negativen Schwangerschaftstest als Trostpreis eine Flasche Wein aufzumachen. Wenn sie wussten, wo ihr Problem lag, so machte sie sich bewusst, würden sie etwas dagegen unternehmen können. Sie vermutete, dass es an ihr lag. Kris stammte aus einer großen Familie, und jeder seiner Brüder hatte bereits ein paar Kinder. Somer war Ein-

zelkind, wenngleich ihre Eltern das nie zum Thema gemacht hatten.

Heute Nachmittag im Büro des Arztes erhielten sie die Diagnose, vor der ihr die ganze Zeit gegraut hatte. Es lag an ihr. *Vorzeitige Ovarialinsuffizienz.* Auch vorzeitige Menopause genannt. Auf einmal ergab alles einen Sinn. Das vergangene Jahr hindurch war ihr Zyklus unregelmäßig gewesen: Auf eine ausgefallene Regelblutung konnte eine starke folgen. Sie hatte gedacht, ihre Hormone würden verrückt spielen, weil sie schwanger geworden war, dabei war in Wirklichkeit ihr Fortpflanzungssystem langsam zum Erliegen gekommen. Innerhalb eines weiteren Jahres, so ihr Arzt, wäre sie vollständig in der Menopause. Im Alter von gerade mal zweiunddreißig wird sie nicht mehr in der Lage sein, Kinder zur Welt zu bringen, also ihre natürliche Bestimmung als Frau zu erfüllen. *Was werde ich dann sein?* Ihr ganzes Leben lang hat sie sich mit den Jungs gemessen, ihre Weiblichkeit kompensiert und, wie es scheint, das Schicksal herausgefordert.

»Hast du noch mal darüber nachgedacht, worüber wir gesprochen haben?«, fragt Kris. »Adoption? Meine Mutter sagt, das Waisenhaus kann da schnell etwas machen – vielleicht sogar in weniger als neun Monaten«, sagt er mit einem schiefen Lächeln. Er ist auf das Waisenhaus in Bombay fixiert, wo seine Mutter sich als Patin engagiert. Die Abwicklung läuft angeblich schneller, wenn wenigstens ein Elternteil indischer Herkunft ist und ausreichend finanzielle Mittel nachweisen kann.

»Das ist nicht witzig.« Sie legt den Kopf an die Polster. »Du gibst uns auf.«

»Nein, Schatz, das stimmt nicht …«

»Wieso fängst du dann immer wieder davon an? Wir können es weiter versuchen. Mein Arzt meint –«

»– dass die Chancen äußerst gering sind.«

»Ja, aber es ist nicht aussichtslos.« Somer entzieht ihm ihre Hände und legt sie sich auf den Schoß.

»Schatz, wir haben doch alles versucht. Dr. Hayworth hat gesagt, du bist keine gute Kandidatin für die neue In-vitro-Technik, und selbst wenn, ich will nicht, dass sie mit deinem Körper rumexperimentieren. Schatz, sieh dir doch bloß an, was die Sache mit dir macht. Das ist nicht gut für uns beide. Du willst doch eine Familie, oder?«

Sie nickt, gräbt sich die Fingernägel in die Handflächen, um die Tränen zurückzuhalten.

»Also, du kannst dich entweder weiter mit dem Versuch rumquälen, schwanger zu werden, bei einer äußerst niedrigen Erfolgswahrscheinlichkeit, oder wir leiern das Adoptionsverfahren an, und schon nächstes Jahr um diese Zeit könntest du ein Baby in den Armen halten.«

Sie nickt wieder, beißt sich auf die Unterlippe. »Aber würde es sich auch *anfühlen* wie mein Baby?«

»Hör mal, es gibt alle Sorten von Familien«, sagt er. »Blut macht noch keine Familie. Willst du im Ernst, dass unser Kind meine Riesennase oder zwei linke Hände hat?« Er lächelt, wie immer, wenn er seinen Willen durchsetzen will, aber diesmal hat sie keine Lust, so schnell klein beizugeben.

»Du wirst eine tolle Mutter sein, Somer. Du musst es einfach nur geschehen lassen.« Kris rückt näher, versucht, ihr in die Augen zu blicken, als könnte er dort eine Antwort finden. »Was denkst du?«

Was denke ich? Sie weiß es nicht mehr. »Ich denke darüber nach, okay? Es ist alles ein bisschen viel auf einmal«, sagt sie und deutet auf das Kuvert. »Ich würde jetzt gern laufen gehen, mir den Kopf ein bisschen durchpusten lassen. Okay?« Sie steht auf, ohne eine Antwort abzuwarten.